Zur Schreibweise der Mundart

Autor(en): **Trüb, R. / Bigler, Niklaus**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): **- (1983)**

Heft 2

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-961805

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizerdeutsch

Vierteljahrsdruck des Bundes Schwyzertütsch 1983/II

Zur Schreibweise der Mundart

Im Jahr 1938 erarbeitete eine Kommission der Neuen Helvetischen Gesellschaft einheitliche Richtlinien für die Schreibweise der schweizerdeutschen Dialekte. Sie wurden hernach vom Zürcher Professor Eugen Dieth in der Broschüre «Schwyzertütschi Dialäktschrift» veröffentlicht. Der Grundsatz dieser sogenannten «Dieth-Schrift» heisst: «Schreibe, wie du sprichst!»; man stosse sich also an Abweichungen von gewohnten Schriftbildern des Hochdeutschen nicht.

Abgesehen von einem besonderen sch-Zeichen und der Empfehlung der Kleinschrift, hat sich die Dieth-Schrift, die für jeden Dialekt einzeln abzuleiten ist und – je nach dem Zweck – enger oder weiter gefasst werden kann, bisher für alle Dialekte bewährt, von Basel bis Freiburg, Appenzell und Davos. Sie liegt auch den Empfehlungen der Deutschfreiburgischen Arbeitsgemeinschaft und der Walservereinigungen von Wallis und Graubünden zugrunde. Einzig im Bernbiet haben sich einige Verleger und Autoren mit dieser Schreibweise nicht abfinden können, während andere damit gute Erfahrungen gemacht haben. Werner Marti hat 1972 als «Wegweiser zum Aufschreiben in berndeutscher Sprache» eine besondere «Bärndütschi Schrybwys» veröffentlicht, und jetzt folgt E. Steiner mit einer neuen Anleitung.

R. Trüb

Berndeutsch kann man auch anders schreiben

Zehn Jahre nach Werner Martis «Bärndütschi Schrybwys» erscheint nun bereits eine zweite Anleitung zur Orthographie (mittel-)berndeutscher Texte, nämlich «Wi me Bärndütsch schrybt» von Ernst Steiner. Ein so grosses regionales Sonderinteresse an der Mundartschreibung erklärt sich wohl weniger aus lautlichen Eigenarten als aus der ausserordentlichen Produktivität der bernischen Mundartdichter. Von einer allgemeinen «Schreibverdrossenheit» (Steiner S. 7) kann längst nicht mehr die Rede sein; ja oft wünscht man geradezu, dass dem einen oder anderen Mundartpoeten das Schreiben nicht gar so leichtfiele. Damit möchte ich zu bedenken geben, dass sich neben einer angemessenen Schreibweise zahlreiche weitere Anforderungen an einen guten Mundarttext stellen und dass letztlich der Inhalt wichtiger ist als die Form.

Ähnlich wie Marti (aber viel weniger differenziert als dieser) empfiehlt Steiner eine von der Schriftsprache ausgehende Mundartschreibung – mit Ausnahme von Wörtern, die in der Schriftsprache fehlen (z. B. *Chrousimousi* ‹Durcheinander›). Wer die kleinlich-dogmatische Geistesart von «Sprachexperten» (in einschlägigen Zeitschriften und Radiorubriken) kennt, wird es zunächst sympathisch finden, dass der Verfasser seine Rechtschreibe-Regeln ziemlich grosszügig fasst und mehrere Schreibweisen gelten lässt. Das führt dann aber so weit, dass er für ‹(ihr) freut euch› sechs (rein orthographisch) verschiedene Varianten anbietet, nämlich: *fröiet öich/euch, fröjet öich/euch, freuet öich/euch.* Das Angebot verdoppelt sich durch die möglichen Artikelformen *dihr* oder *dir;* es erhebt sich also die Frage, ob ein solcher Schreiblehrgang seinen Zweck, das Schreiben zu erleichtern und zu vereinheitlichen, nicht völlig verfehle.

Im Bemühen um ein leicht lesbares Schriftbild verzichtet Steiner darauf, vokalisiertes *l* (z. B. in *Waud* ‹Wald›) und velarisiertes *nd* (*Hung* ‹Hund›) zu bezeichnen. (Hier sei angemerkt, dass es sich bei dieser Eigenschaft mittelbernischer Mundarten nicht um eine «Sitte» handelt, sondern um eine ernstzunehmende Neuerung im Lautsystem). – Nach dieser Regel hätte also Johann Howald in seinem lustigen Gedicht «Chinesisch» u. a. schreiben sollen: *«Dä Hund, dä Hund! / Halt jung! No ganz e Ganglihund.»* (oder *Gandgli-?).* Und was würde von Gertrud Wilkers Stilgemälde «Vier mal ds glychen anders» übrigbleiben, wenn sie

diese primären Merkmale von Patrizierberndeutsch bzw. Gassensprache usw. nicht in die Schreibung einbezogen hätte? Das Argument gegen die lautgetreue Schreibung, die leichtere Lesbarkeit, verfängt meines Erachtens heute nicht mehr, hat man sich doch an die Schriftbilder eines Ernst Burren, Fritz Widmer oder Ernst Eggimann gewöhnt. Sogar die berndeutschen «Liedli» eines Sam Süffi kann man lesen (wenn man will), indem man zusammengekittete «Verszeilen» in ihre Einzelwörter auflöst. – Schon C.A. Loosli hat sich den Weg zum Leser wohl nicht so sehr durch die lautgetreue Schreibweise verbaut, wie Werner Marti (S. 18) glaubt, als durch den ungewohnten Inhalt seiner *Ämmitau*-Gedichte.

Schuelmeischter, Schueumeischter und *Schumeischter* sind nicht orthographische Varianten zur Auswahl; den drei verschiedenen Schreibungen entsprechen vielmehr drei verschiedene Lautungen, die alle (je nach geographischer/sozialer Herkunft des Sprechers, Stilschicht, Satzrhythmus) möglich sind. Auf solche Unterscheidungen sollte meiner Meinung nach die Mundartschreibung nicht leichtfertig verzichten. Oder ein Abc-Schütze ruft vielleicht *«Fröilein»,* der Wirtshausgast eher *«Frölein».*

Noch etwas spricht für eine lautgerechte und gegen eine rekonstruierende Orthographie: Beim Rückgängigmachen von *l*-Vokalisierung und *nd*-Velarisierung sind falsche Zuordnungen möglich; denn wo Phoneme durch Lautwandel zusammengefallen sind, genügt das Sprachgefühl des Schreibers nicht in allen Fällen zur richtigen Unterscheidung. Sogar der sprachgewaltige C.A. Loosli schreibt einmal in «Üse Drätti» *Bawch (Balch)* und *Wawch (Walch);* gemeint hat er aber *Bauch* ‹Bank› und *Wauch* ‹Wank›!

Willkürlich mutet auch Steiners orthographische Unterscheidung zwischen *lehre* ‹lehren› und *leere* ‹lernen› (S. 24) an. Den Anspruch, ein «Sprachexperte» zu sein, verwirkt Steiner vollends, wenn er auf S. 20 schreibt: «Das j wird nur verwendet, wenn es noch Silbenträger ist» und dazu als Verbalformen zu ‹drehen› u.a. *er drähit,* Imperativ *drähj!* aufstellt. In der Volksschule sollte man doch gelernt haben, dass j nie Silbenträger sein kann, sondern vor Vokal steht!

Steiners Publikation ruft uns auf schmerzhafte Weise in Erinnerung, dass Eugen Dieths «Schwyzertütschi Dialäktschrift» in einer Überarbeitung neu herausgegeben werden sollte; niemand kann ernsthaft in Frage stellen, dass deren Grundsätze auch auf berndeutsche Mundarten sinnvoll anwendbar sind.

Niklaus Bigler

Ernst Steiner, Wi me Bärndütsch schrybt. Ein leicht verständlicher Schreiblehrgang. Viktoria Verlag, Ostermundigen 1982. Fr. 11.80.

Aus dem Volksmund

Ghoblets u Unghoblets

Das Vorwort erwähnt Dr. Hans Sommers Bedauern, dass auf oberemmentalerdeutsch noch niemand geschrieben habe, «wi me dert redt». Hans Ulrich Schwaar hat es unternommen, hat Menschen aus der Gegend um Hogant und Napf ihre Geschichten und Stücklein berichten lassen und nennt sie gleich liebenswürdigerweise beim Namen. Der Titel stimmt: wir finden «nüüt Bluemets». An unpolierten Knorren erleben wir Arbeitsbilder, wunderbar genaue, und Menschenbilder, in Holz geschnittene, aber fein beobachtet. Sogar aus Aufsatzheften seiner früheren Lehrerzeit weiss Schwaar Träfes auszukramen. Eines der Zeugnisse erhebt sich zu strophischer, wenn auch gottlob ungereimter Gestaltung, «Fride bim Pure», eine ganz besonders packende Leistung. Immer und immer wieder wetterleuchtet es gotthelfisch herein.

Mit dem Büchlein stellen wir zugleich seinen Schöpfer vor: H.U. Schwaar hat sich in jahrzehntelanger Kleinarbeit einen Namen gemacht als einzigartiger Übersetzer des Waadtländers Ramuz ins Berndeutsche, und er setzt dieses Werk noch fort. In Vorträgen und Ausstellungen pflegt er diesen einzig dastehenden Kulturaustausch; die Ramuz-Illustratoren trug er zu einer Sammlung ein. «Ghoblets u Unghoblets» ist ebenso mit «Ziichnige» von Kari Christener aufgelockert.

Paul Kamer

H. U. Schwaar, Ghoblets u Unghoblets, Was Oberämmitauer wüsse zbrichte. Mit Ziichnige vom Kari Christener. Viktoria, Ostermundigen. 104 Seiten, Fr. 23.80.

Wartauer Sagen

Im Jahre 1938 erschienen erstmals als Separatdruck aus dem «Werdenberger und Obertoggenburger» die Wartauer Sagen des Arztes und Volkskundlers Heinrich Gabathuler (1871–1955). Das 28 Sagen umfassende Büchlein, das schon beim Erscheinen eine gediegene Rezension des berühmten Volkskundlers Richard Weiss erfahren durfte, war indes seit längerer Zeit vergriffen. Es ist das Verdienst von Jakob Gabathuler, dass er sich des verschollenen Werks seines Namensvetters angenommen und den dort gehorteten Sagenschatz wieder an das Tageslicht gefördert hat. Für die Neuausgabe, die